

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mkr. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühren betragen für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 176.

Sonnabend, den 31. Juli 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Rassenmättelei und Völkerverheerung.

Der geniale Depeschentakteur in Friedrichsruh läßt sich immer wieder vernehmen mit seinen unbegehrten Gutachten und Meinungen über Dinge, in denen er doch nichts mehr zu sagen hat. Er gefällt sich in der Rolle des Chores in der antiken Tragödie, der durch seine Zwischengesänge die Worte und Handlungen der agierenden Personen des Dramas recensiert und kritisiert. Gewöhnlich aber geht der Chor gesang, bei welchen die „Hamburger Nachrichten“ und die anderen Bismarckpersonen kräftig mitsingen, darauf hinaus, daß die gegenwärtige Regierung möglichst „mädig gemacht“ wird, wie das Volk sagt, dagegen die „gute alte Zeit“, da Bismarck noch im Regimente saß, über das Bohnenlied herausgestrichen wird, als wäre sie sozusagen ein goldnes Zeitalter deutscher Nation gewesen.

Man erinnert sich noch der Heße gegen das „falsche Albion“ aus der Zeit Kaiser Friedrichs, wo die Bismarckpresse nicht müde wurde, von englischen Einflüssen und Frauenpolitik zu salbadern, weil dem Dirigenten und Choragen*) dieser Presse, der über den Welfenfonds schaltete und waltete, die Sache brenzlich zu werden begann.

Merkwürdigermaßen haben nun die „Hamburger Nachrichten“ dieses Gewerbe wieder aufgenommen und der Regierung des neuen Kurzes wird von ihnen vorgehalten, daß sie verlorene Liebesmüh an England verschwendet und damit einen Fehler begangen habe, den der Altwaise in Friedrichsruh nie begangen habe. Es wird da u. A. geredet von „unproftlichen Trümmern, die von den zwei verwandten Nationen sprechen, die sich die Hände reichen sollen.“

Es ist uns immer gelehrt worden, daß die Engländer alle Blutsverwandte und Vettern von uns wären; jetzt belehrt uns aber der Spiritus rector der „Hamburger Nachrichten“, daß das nicht der Fall sei. Sie schreiben wörtlich:

„Das eingeborene Stelthenum hat die doch lebiglich aus der Einwanderung der Angelsachsen hervorgegangene germanische Beimischung (klingt wieder überwuchert, woraus sich die Verschlechterung des englischen Charakters und die Feindschaft gegen die deutsche Art vollstaus erklärt. . . . Deutschland kann also den Niedergang resp. Zusammenbruch des seiner innersten Natur nach deutschfeindlichen Englands nur mit Freuden begrüßen.“

Für die Herren von den „Hamburger Nachrichten“ ist also bewiesen, daß in England nicht die germanischen Elemente die keltischen aufgesogen und sich amalgamirt, angehönticht haben, sondern daß die gegenwärtigen Engländer der viel mehr Keltien als Germanen sind. Zwar sprechen so lumpige Dinge wie die Ergebnisse der Kraniaologie (der Schädelmessung und Schädelformbetrachtung) und ebenso die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft für die Annahme, welche dem Friedrichsruher Gelehrten nicht gefält. Aber, bitte, das thut nichts; solche Dinge weiß Bismarck besser als die Mediziner, Naturforscher, Ethnographen, Philologen und Sprachforscher, weil er eben der große Nationalheros — war. Von ihm ist entschieden worden, daß die Engländer Keltien sind; der Unfehlbare hat gesprochen, und nun basta, Putzum und Streusand drauß! Die Wissenschaft muß umkehren, und wir Alle müssen umlernen: Die Engländer gehen uns gar nichts an, sie sind keine germanischen Brüder von uns.

Aber die alten Bruzen sind auch keine leiblichen Brüder der Alemannen, Sachsen und Bayern. Wenn man Rassenmättelei treiben wollte, könnten diejenigen deutschen Stämme, welche notorisch weniger Fremdblut in sich aufgenommen haben als die Ostelbier, Kassuben, Uckerländer u. s. w., zu sonderbaren Folgerungen gelangen. Es ist eine alibekannte Thatsache, daß schon die Germanen des Tacitus höchstens zum sechsten Theil von rein germanischem Blute und die übrigen fünf Sechstel die Nachkommen unterjochter Volksstämme von wer weiß wie vielfach gemischtem Ursprung waren. Wie viel keltische Bestandtheile seit Tacitus bis in's Mittelalter hinein die Deutschen in sich aufgenommen haben, das wissen wir nicht, auch der alte Herr, der hinter dem Reichswagen hernörgelt, kann das nicht wissen.

Mit demselben Recht, mit welchem Bismarck die Engländer zu Keltien stempelt, und mit größerem, könnten diese auf die slawischen Elemente im deutschen Volkskörper hinweisen. Und wenn sie ebenso antworten wollten, wie der mit einem nichts weniger als germanischen Kopf behaftete Bismarck in den englischen Wald hineinschreit, so könnten diese herausrufen: Wir sind echte Germanen als Ihr, und das, was da im deutschen Reich zusammengebraut worden ist, ist eine gänzlich entdeutsche Slavenbande! —

Solcher Unsinn wird verzapft in einer Zeit, wo die Völkertunde, die vergleichende Kulturgeschichte, die verschiedensten Wissenschaften uns lehren, billiger und gerechter selbst über die sogenannten „Wilden“ zu urtheilen. Diese Fortschritte unseres Wissens führen unbedingt dahin, den Nationaldünkel und Chauvinismus in die NumPELLammer zu verweisen und mindestens anzunehmen, daß zwei große Völker wie Engländer und Deutsche für „ebenbürtig“ gelten dürfen, wenn sie selbst nicht beide germanisch wären.

Das Schönste aber ist der Schluß obiger Sätze: wir sollen uns freuen über den Niedergang und Zusammenbruch eines Nachbarreichs, weil es nicht aus mit uns blutsverwandten Menschen besteht. Die alte Hund- und Kack-Theorie, die schon der Freiherr von Stein verwünscht hat, — der doch noch ein anderer Mann war als der „Herzog von Lauenburg“, — wird hier gepredigt.

Mit einer solchen niedrigen Empfindung, wie die Schadenfreude es ist, sollte man doch lieber nicht paradien. Die gute Sitte des ganz gewöhnlichen Lebens verbietet es schon, sie in einer für den von einem Unfall Betroffenen fränkenden und verletzenden Weise zu äußern.

Außerdem ist noch zu bezweifeln, ob Englands „Niedergang resp. Zusammenbruch“ schon vor der Thür steht. Wir sind die Letzten, die ihre Augen vor den Sünden der englischen Regierung verschließen, aber die unsere hat bezüglich ihrer Politik genug und übergenug Ursache, vor der eigenen Thüre zu lehren, da liegen Unrathshäufen in Hülle und Fülle, die der Abfuhr warten.

Es ist eine weltbekannte Thatsache, daß sich in England altgermanischen Institutionen im Volksleben, im Recht in der Politik viel lebendiger erhalten haben, als bei dem großen Völkergemisch des deutschen Reiches. Weiter ist es auch Thatsache, daß die politischen Einrichtungen Englands weit freier und gesunder sind als die, unter denen wir seufzen. Namentlich hat Bismarck zur Verschlechterung und Verringerung der Volksrechte das Menschenmögliche beigetragen. Ihm müssen ganz besonders die freihetlichen Anschauungen in der inneren Politik Englands in tiefster Seele zuwider sein. Seine Regierungsweise vertrat, und seine ganze Charakteranlage vertritt heute noch den englischen Maßstab durchaus nicht, darum setzt er diesen herab und beschimpft ihn, um seine eigene Herrlichkeit und Schönheit zu erheben. Wenn das Kind sich unvorsichtiger Weise an den Tisch stößt, pflegt es zu sagen: Du dumme Tisch, du dumme Wand, warum stößt du mich denn?

Aber die Engländer sind keine Holzklöße und Steine, sie sind Menschen, die sich über solche Neußerungen der Schadenfreude und über solche Schmähungen, wie ihre Herabsetzung zu Keltien eine sein soll, ihre Gedanken machen. Freundlicher Natur können diese Gedanken selbstverständlich nicht sein. Die Deutscheindlichkeit, die Herr v. Bismarck den Engländern vorwirft, wird dadurch jedenfalls nicht beseitigt, sondern müßte geradezu verschärft werden, wenn man nämlich drüber über dem Kanal sich etwas aus dem machte, was aus dem Sachsenwald herausgeknurr wird.

Da es bei uns aber immer noch ein Häuflein von Menschen giebt, für die der Sachsenwald ein heiliger Hain ist, in welchem ein nationales Orakel seine Weisheitsprüche von sich giebt, ist es nöthig, auf die Lustigkeit dieser Ausführungen hinzuweisen. Diese Rassenmättelei ist vor dem Tribunal der Wissenschaft und Sittlichkeit nicht zu verantworten. Die Völker sind nicht so dumm und so gehässig, wie die professionismäßigen Rassenmättelei und Nationalitätenheker. Diese Letzteren allerdings betreiben Volksverdummung und Volksdemoralisierung. Und darum muß ihnen überall im Namen der Wahrheit und Sittlichkeit, im Namen der Volks- und Völkerwohlfahrt entgegengetreten und auf die unsauberen Finger geklopft werden.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Zwei Seelen und ein Gedanke! Die große Rede des preussischen Ministers Mecke vom Sonnabend hatte, wie nachträglich festgestellt sei, eine merkwürdige stellenweise fast wörtliche Uebereinstimmung mit den Deklamationen des Königs Stumm im Herrenhause.

Die Stimmlinge sind unfassbar, wie sich aus einem gestern von uns mitgetheilten Bescheid des Ersten Staatsanwalts in Düsseldorf ergibt. Die Scharfmacher-Versammlung war anfänglich keine Versammlung, sondern ein Diner, wobei „unvorhergesehener Weise“ (Ausdruck des Staatsanwalts) das Gespräch auf die Vereinigungsnovelle kam. Zweck der Versammlung (zu der das Diner gegeben wurde) sei von vornherein die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten nicht gewesen.

So kalkulirt der Staatsanwalt, dem der Dienst bei Frau Themis wohl keine Zeit läßt, Zeitungen zu lesen; sonst wäre ihm nämlich wohl ein merkwürdiges Faktum nicht so ganz unbekannt geblieben, das Faktum nämlich, daß andere Leute von der geplanten Scharfmacherkundgebung schon vorher Kenntniß gehabt haben, daß Freiherr v. Stumm die beabsichtigte Einwirkung Industrieller auf die Nationalliberalen im Voraus ankündigen konnte, und daß nur die Diner-Teilnehmer selber so ganz ahnungslos waren, daß es „unvorhergesehen“ zu der politischen Diner-Kundgebung kommen würde. Sonderbar, höchst sonderbar!

Nebenbei ist es interessant, an dem Vorfall mit den Stämmlingen zu beobachten, wie die Gevlogenheit, Bankette zu politischen Kundgebungen zu benutzen, nach bekannnten Mustern bereits in private Kreise übergreift.

System Poddieski. Anlässlich der Ernennung verschiedener Hauptleute zu Postdirektoren haben die meisten Zeitungen, in mehr oder minder sarkastischer Weise auf die Gefahr des Ueberwiegens militärischen Einflusses bei der Post hingewiesen.

In offiziellen Blättern und auch in Zuschriften an unser Blatt wird betont, daß auch unter Herrn von Stephan zahlreiche Offiziere in höhere Stellen bei der Post eingerückt seien, daß also mit der Ernennung von Hauptleuten zu Postdirektoren keine prinzipielle Neuerung geschaffen sei.

Auf der Straße erschossen hat in Danzig ein Militärposten in belebtester Stadtgegend einen Schlossergefellen Javemba. Letzterer war wegen unbefugten Betretens des Festungsgeländes verhaftet worden, ergriff aber auf dem Transport zur Hauptwache die Flucht, worauf der Patrouillenführer ihm eine Kugel nachsandte und ihn durch einen Schuß in den Kopf sofort tödtete. Die Kugel drang in den Hinterkopf, kam aus der Stirn wieder heraus, durchschlug eine in der Nähe befindliche eiserne Plakafäule und blieb im Mauerwerk des Zeughauses stecken. In einer an das „Berl. Tagebl.“ gerichteten Zuschrift eines Danziger Einwohnens wird betont, daß die Gegend, in welcher der Vorfall sich zutrug, sehr stark vom Publikum frequentirt wird. Die Kugel sei an fünf großen Geschäftsläden vorbeigegangen und es hätte ein unberechenbares Unglück sich ereignen können, wenn der Zufall es gewollt hätte.

Der unerhörte Vorfall beweist wieder einmal die Unhaltbarkeit der bestehenden Militärinstruktion, wonach den Militärposten der Gebrauch der Schusswaffe unter Umständen gestattet ist. Daß jemand wegen einer Unbesonnenheit von einem Militärposten kurzer Hand erschossen werden kann, ist ein für das Rechtsbewußtsein unerträglicher Zustand, ganz abgesehen davon, daß durch die Kugel auch das Leben unbetheiligter Personen in Gefahr gebracht und bei der Durchschlagskraft der neuen Geschosse schweres Unheil angerichtet werden kann.

Die Schraube ohne Ende im Schiffsbau. Bei der Erörterung des Marinebudgets im englischen Unterhause erklärte der Erste Lord der Admiralität, Goshen, es bestehe die Absicht, den Bau der für dieses Jahr vorgesehenen Kriegsschiffe zu beschleunigen, außerdem würde in einem Nachtragsetat eine halbe Million Pfund für weitere Schiffsbauten beantragt. Er habe seiner Zeit gesagt, daß, wenn andere Mächte ihre Marinevoranschläge steigerten, England sicher ihrem Beispiele folgen werde. Die Richtung anderer Länder gehe

*) Chorführer, Vorsänger.

dahin, sehr starke, große Kreuzer zu bauen, die im Falle eines Krieges die Verbindungen Englands bedrohen würden, England sollte daher ebenso mächtige Kreuzer haben, um ihnen zu begegnen. Die fremden Nationen hätten auch die außerordentliche Geschwindigkeit der englischen Torpedozerstörer bemerkt und vermehren deshalb ihre Flotten wesentlich durch derartige Schiffe. Der Nachtragkredit bezwecke, dem weiteren Schiffsbau anderer Nationen durch den Bau neuer Schiffe und durch die Beschleunigung des Baues der bereits begonnenen Schiffe zu begegnen: es werde beabsichtigt, sehr schnelle Kreuzer zu bauen, die geeignet seien, sich an Gefechten zu beteiligen und die Verbindungslinien Englands zu schützen. Außerdem sollten von dem Nachtragkredit 60000 Pfund für vier neue Torpedozerstörer verwendet werden. England kann sich das leisten, da es kein Landheer besitzt, das, wie bei uns, jährlich weit über eine halbe Milliarde verschlingt.

Bismarck über die Presse. Die „Volks-Ztg.“ schreibt: Seit seiner Entlassung hat Bismarck, um sich einen fortwährenden Einfluß auf die politischen Anschauungen des deutschen Volkes zu sichern, in einem Umfange von der Presse Gebrauch gemacht, wie kein anderer Privatmann. Er ist dadurch zu einer Werthschätzung dieses wichtigsten Faktors der öffentlichen Meinung gelangt, wie sie ihm früher, als er noch im Staatsdienste stand, nicht inne wohnte. Zeugnis von dieser für die Presse wenig wohlwollenden Stimmung legt ein interessanter Brief ab, den der junge Bismarck am 30. Juni 1850 an seinen damaligen Obner und „verehrten Freund“ Leopold v. Gerlach schrieb. Es heißt darin:

„Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif Omar'sche Werke betrogen, nicht nur zur Beförderung der Bücher außer dem christlichen „Koran“, sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen. Die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Nützzeug, mehr als das Schießpulver, das, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum Etablisement des souveränen rocher de bronze war, jetzt mehr den Charakter einer heilsamen Arznei gegen die von ihm selbst hervorgerufenen Uebel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskreis durch Amputation des Kopfes heilt. Dieses selbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Calot's Manier.“

Eine ähnliche Gesinnung hegte Bismarck, wie gesagt, während der ganzen Dauer seiner amtlichen Wirksamkeit, und er hat es wahrlich nicht an Bemühungen fehlen lassen, wenigstens an den oppositionellen Blättern sein „Chalif Omar'sches“ Nützzeug zu kühlen. Jetzt ist es wesentlich anders. Die Zeiten haben sich eben geändert und Bismarck mit ihnen. Amilich „hett bei mir mehr tau seggen“, aber da er sich doch noch nicht ganz in die Kumpelkammer werfen lassen möchte, hat er von den Wegen, auf denen ihm eine Meinungsänderung möglich war, just den der Benutzung der ehemals ihm so verhassten Presse gewählt, und er hat seine, oft von ihm selbst erwähnte „Zintenschen“ dermaßen abgelegt, daß eine solchen angekündigte Sammlung der extanzlerischen Pressäußerungen ein mehrbändiges Werk darstellen wird. Bismarck ist gegenwärtig einer der fleißigsten Kämpfer mit jenem „auserlesenen Nützzeug des Antichrist!“

Nachwärts! Immer weiter rückwärts! Bisher war es in Preußen den Forst- und Jagdbeamten nicht gestattet, auf fliehende Holz- und Wilddiebe zu schießen. Einzelnen Forstleuten, die von der Kaserne hergekommen, ging das schon lange gegen den Strich. Erst unlängst versuchte ein Forstmeister Nothe in einem Fachblatt eine Agitation zu entfesseln, damit das alte Gesetz vom Jahre 1837 und die aus demselben Jahre stammende Instruktion abgeändert würden. Er und die ihm Gleichgesinnten brauchten sich nicht zu bemühen, der preussische Landwirtschaftsminister ist ihnen sofort entgegengekommen. Der heutige „Reichs-Anzeiger“ bringt einen Erlaß, durch den der Artikel 3 der Instruktion vom 17. April 1837 aufgehoben und der Artikel 4 durch folgende Bestimmungen ersetzt wird:

„Beim Gebrauch der Waffen müssen die Forst- und Jagdbeamten sich stets vergegenwärtigen, daß solcher nur soweit stattfinden darf, als die Erfüllung des bestimmten Zwecks, die Holz- oder Wilddiebe, oder die Forst- und Jagdkontrahenten bei thätlichem Widerstande oder gefährlichen Drohungen unschädlich zu machen, es unerlässlich erfordert. In der Regel sind daher die Waffen nicht gegen fliehende Freveler zu gebrauchen. Legt indessen ein auf der Jagt befindlicher Freveler auf erfolgte Aufforderung die Schußwaffe nicht sofort ab, oder nimmt er dieselbe wieder auf, und ist außerdem nach den besonderen Umständen des einzelnen Falls in dem Nichtabgeben oder Wiederaufnehmen der Schußwaffe eine gegenwärtige, drohende Gefahr für Leib oder Leben des Forst- oder Jagdbeamten zu erblicken, so ist letzterer auch gegen den fliehenden zum Gebrauch seiner Waffen berechtigt. In jedem Falle sind die Waffen nur so zu gebrauchen, daß lebensgefährliche Verwundungen soviel als möglich vermieden werden. Deshalb ist beim Gebrauch der Schußwaffe der Schuß möglichst nach den Weinen zu richten und beim Gebrauch des Firschjägers der Fieb nach den Armen des Gegners zu führen. Uebrigens muß beim Gebrauch der Schußwaffe die größte Vorsicht angewendet werden, damit durch das Schießen nicht dritte Personen verletzt werden, welche ohne Theilnahme an einer Konvention sich zufällig in der Schußlinie oder in deren Nähe befinden. In dieser Hinsicht ist besonders dann Aufmerksamkeit nötig, wenn nach einer Richtung geschossen wird, in der sich eine Landstraße, oder ein bewohntes Gebäude befindet. Auch ist der Gebrauch der Schußwaffe überhaupt in der Nähe von Gebäuden zur Verhütung von Feuergefahr möglichst zu vermeiden.“

Das Schießen wird also in das freie Ermessen des Jagd- oder Forstbeamten gestellt. Das ist das gefährlichste, was man thun kann. Die eben hinausgekommenen jungen Forstbeamten werden sich bei jeder Gelegenheit hebroht halten an Leib und Leben und darauf losknallen — auf Menschen. Schon jetzt knirschten dieselben Herren, denen das bisherige Gesetz zu wenig weit ging, über die Richter, die sich an ihr Gesetz hielten und den angeklagten Forstmann nicht unter allen Umständen recht gaben. Die

neue Instruktion des Herrn v. Hammerstein wird noch mehr Gerichtsverhandlungen zeitigen, als es schon bisher gegeben. Der Erlaß des preussischen Landwirtschaftsministers zeigt, daß man glaubt, mit der „Humanität“ wie sie im Jahre 1837 herrschte, nicht mehr das Auslangen zu finden.

Aus dem Bunde der Landwirthe sollen der „Nat.-Ztg.“ zufolge in neuerer Zeit Tausende von Mitglieder namentlich auch in den östlichen Provinzen, ausgetreten sein, die nur nothdürftig durch die Anwerbung neuer Mitglieder ersetzt werden können; diese Werbethätigkeit nimmt einen großen Theil der Arbeit der „Organisation“ in Anspruch, welche den Bundesmitgliedern jährlich eine halbe Million Mark kostet.

Wie in Posen „germanisirt“ wird, dafür geben wieder zwei kurze Depeschen der „Völn. Volks-Ztg.“ sprechende Beispiele. Beide sind aus Posen vom 27. d. M. datirt und lauten:

„Die Polizei in Schroda löste einen Kinder-spaziergang auf. Unter Führung eines Geistlichen zogen die Kinder singend vor das Haus des Väterlichen Abgeordneten Jagdwerk. Die aufgebotene Gensdarmarie zog blank. Mitvergleichen wurde nur durch das Zureden Jagdwerk verhindert, worauf die Menge auseinanderging.“

„Am letzten Sonntag wurden in den Provinzen Posen und Westpreußen zehn polnische Vereinsversammlungen verboten oder aufgelöst. In Santomischel verbot sogar ein starkes Polizeiaufgebot Tanz und Tanzmusik.“

Wir denken, viele Worte braucht man dem nicht anzufügen. Die Polizei, welche einen Kinder-spaziergang auflockt und die Waffen zieht — mehr wird auch der wagemuthigste „Germanisator“ nicht verlangen; denn daß die Polenkinder gleich niedergeschlagen werden sollten, zu dieser Forderung versteigt man sich doch wohl nicht.

Daß das Deutsche Reich durch einige tanzende Paare polnischer Nationalität in's Wanken gebracht wird, fällt wohl nicht besonders auf. Es ist ja wohl sehr wacklig, und die Polizei muß es schützen und stützen.

Die gouvernementalen Konservativen rühren sich wieder. Herr von Hellborn-Bedra will wieder kandidiren. Die „Kreuz-Zeitung“, die sich kaum von der Abwehr des Bundes der Landwirthe gegen die Deutsch-Konservativen auszuschnaufen konnte, muß nun Herrn von Hellborn abwehren. Sie läßt erkennen, daß sie auf seine Theilnahme an den parlamentarischen Arbeiten am liebsten ganz verzichten würde, sie fordert von ihm, falls er auf den Eintritt in die Fraktion bestehen sollte, Anerkennung des Zivilprogramms.

Die Frage, ob dieses Programm auch heute noch für die konservative Partei maßgebend ist, erörtert das Blatt nicht.

Der Polizei-Agent Raporra in Danzig, der auch mit der Beaufsichtigung der dortigen polnischen Vereine betraut gewesen, ist dem „Kurier“ zufolge zum Kriminal-Kommissar ernannt worden. Gleichzeitig mit dieser Ernennung hat Raporra seinen bisherigen Namen in „Rapowski“ umgewandelt. Keine Namensänderung kann die Leistungen des Herrn Raporra in der Zeit des Sozialistengesetzes in Vergessenheit bringen!

Arbeitsnachweis. Durch Erlaß des preussischen Kriegsministeriums sind das 2. und 9. Armeekorps, zu welchem bekanntlich Lübeck gehört, bestimmt worden, in diesem Jahre einen Versuch mit der Vermittlung von Arbeitsnachweisen an entlassene Reservisten zu machen. „Die zu errichtenden Arbeitsnachweiskeitellen sind ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß bei der Vermittlung die Mannschaften bevorzugt werden, die in ihre Heimath oder in ihren Kreis wieder zurückkehren wollen. Auch eine „Sozialpolitik!“

Ein sehr vernünftiges Urtheil. Die „Zeit“ schreibt in einer Briefkastennotiz:

„Gewiß liegt ein Unrecht der Arbeiter vor, wenn sie Kündigung im Kontrakt haben, aber ohne Kündigung in den Ausstand treten. Das wird auch gerichtlich immer anerkannt, so oft der Arbeitgeber klagbar wird. Und die Arbeiter wissen das ganz genau und gehen nur selten und im äußersten Nothfall diesen Weg. Aber in manchen Fällen wäre doch ein Streik überhaupt von vornherein aussichtslos, wenn während einer längeren Kündigungsfrist der Arbeitgeber Ersatzkräfte herbeiziehen, Arbeit auf Lager herstellen lassen oder sonst vorsorgen könnte. Da müssen sich also die Arbeiter sagen: Lieber ohne Kündigung streiken und die gerichtlichen Folgen des Kontraktbruches auf sich nehmen, als kein korrekt handeln und sicher unterliegen. Dem Theoretiker mag das schreiendes Unrecht bedeuten, der Praktiker sieht es als grausame Nothwendigkeit an, die zwar niemals seinen Weisall hat, die aber auch keinen entwürdigten Tadel verdient. Uebrigens ist der Kontraktbruch der Arbeiter, juristisch betrachtet, nicht anders zu beurtheilen, als die einseitige Nichtinhaltung bestimmter Vertragsbedingungen von irgend einem Kontrahenten.“

Das Sammeln von Geldbeiträgen zu Ehrengeschenken an Vorgesetzte ist den preussischen Eisenbahnbeamten vor einiger Zeit verboten worden, weil es mehrfach zu Unzuträglichkeiten geführt hatte. Jetzt sind vom Eisenbahnminister diese Sammlungen auch für alle diejenigen Fälle verboten worden, in denen es sich nur um Ehrengeschenke an Kollegen („Mitbeamte“) handelt. Hiervon sollen zwar unter besonderen Umständen Ausnahmen zulässig sein, jedoch immer nur mit besonderer Genehmigung der vorgelegten Eisenbahndirektion.

Die **Strasburger Parteigenossen** stehen augenblicklich im heftigsten Feuer des Wahlkampfes. Es gilt, bei den am 1. August stattfindenden Wahlen zum Bezirks-tag des Unterelsaß das Mandat unseres Genossen Böhle (Strasburg-Ost) zu vertheidigen, welcher am 12. Januar 1896 bei einer durch Todesfall nötig gewor-

denen Erbschaft als erster Sozialdemokrat in einem der Bezirksstage (Ober-, Unterelsaß und Lothringen) der Reichslande eingezogen war. Böhle hatte damals im ersten Wahlgange 1570 Stimmen auf sich vereinigt gegen 1575 die auf den Liberalen, und 668, die auf den „liberal-demokratischen“ Bewerber gefallen waren. In der Stichwahl siegte unser Genosse mit 2144 gegen 2019 Stimmen. Es liegt unter diesen Umständen auf der Hand, daß wir alle unsere Kräfte anspannen müssen, wenn es uns gelingen soll, auch diesmal den Sieg an unsere Fahne zu heften. Es ist dies um so mehr nötig, als die bürgerlichen Parteien alle Anstrengungen machen, den verhassten Sozialdemokraten zu verdrängen, und da die diesjährigen Wahlen nach einer im reaktionären Sinne veränderten Wahlart stattfinden haben, durch welche eine nicht unerhebliche Anzahl Wähler aus der Arbeiterklasse ihres Stimmrechts beraubt sind. Nichtsdestoweniger hoffen wir bestimmt auf unseren Sieg im Vertrauen auf die allgemeine Unzufriedenheit der breiten Bevölkerungsschichten mit den gegenwärtig herrschenden innenpolitischen Zuständen des Reiches. — Als Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß das Bezirkspräsidium nach mehrjähriger gegenständlicher Praxis sich bemüht gefühlt hat, eine auf letzten Montag angemeldete öffentliche Wählerversammlung, in welcher unser Kandidat sein Programm entwickeln sollte, zu genehmigen.

Aus Baden wird geschrieben: In den Weinbergen hängt eine gesunde, vollkommene Traube; der Herbst wird uns etwas Feines beschereen, wenn auch die Quantität nicht bedeutend ist. Vor dem Herbst aber mit seinem Beginnen wählen wir die Hälfte unserer Landtagsabgeordneten. Die Sozialdemokratie theilt sich mit großer Zuversicht an dieser politischen Ernte. Sie erhofft, wie die Winger etwas Feines, wenn schon in bescheidener Quantität. Es kommen zwei oder drei neue sozialistische Siege in Betracht, und deren Gewinn für unsere Partei würde genügen, den Abdruck der nationalliberalen Herrschaft in Baden von der Brust des Volkes zu nehmen. Mannheim, Pforzheim und Karlsruhe streiten sich um einander um die Ehre, diesen Sturz der Tyrannei durch einen sozialistischen Wahlsieg zu bewerkstelligen. Unsere Mannheimer Genossen tragen das Mandat für den dritten dortigen Kammerstag schon heimlich in der Tasche; das nationalliberale Bankhaus Ladenburg wird sicher eine Baize im Hause und in der Partei des Besitzes zu verzeichnen haben. Pforzheim's Sozialdemokraten tragen den Kopf hoch und meinen, diesmal muß der eine Pforzheimer Kammerstag den Umstürzern zufallen. In der Residenz des Großherzogs, dessen Umgebung dem betagten Fürsten, nach Allem zu schließen, schreckliche Dinge von der Sozialdemokratie erzählt, in Karlsruhe, hat das Volk drei Siege zu vergeben, die bisher von der „Elite“ der Razzenschaft besetzt waren. Darum schon heute große Erregung am Landgraben. Die Sozialdemokraten strecken begierig die Hände nach dem „Dreizack“; er wird in unserer Hand dem Volke die Erlösung von der Eisenlocher'schen Reaktionspolitik bringen. Sie sind nächst den Nationalliberalen in der Residenz die stärkste Partei; das Gezwirge der freisinnigen, volksparteilichen und zentrunischen Opposition bringt es in brüderlicher Eintracht auf keine 800 Stimmen. Und doch bedarf es der unitarischen Kraftanstrengung zum Sturze der reaktionären Kammermehrheit, die mit der Entscheidung in der Residenz steht und fällt. Nach allen bisherigen Beratungen, Konspirationen und Bethenerungen scheint ein selbstständiges Vorgehen der Sozialdemokratie, welche einen Vorschlag zu machen gedenkt, der zwei sozialdemokratische und einen links demokratischen Kandidaten enthält, allen Verhandlungen ein Ende zu machen. Die bürgerliche Opposition wird sich diesem sozialdemokratischen Antrag nolens volens vollends anschließen. — In Lörrach — berühmt durch den Kirchenrath Stegmüller — steht die Sozialdemokratie in schwerer Position gegen die gesammte Ordnungsgesellschaft nebst Stegmüller. In Pforzheim-Dorn, Durlach, Land und Offenburg geht unsere Partei ebenfalls müthig auf die Schanzen. Das am Sonntag auf dem Plateau des Schwarzwalbes in Willingen stattgehabte Parteifest — 4000 Personen waren zu dem Feste gepilgert, vor denen Bebel eine scharfe Rede hielt — sowie das am gleichen Tage in Karlsruhe so schön verkaufene Proletarier-Sängerfest, waren würdige Einleitungen zu den Wahlkämpfen. Im September beginnen wir mit den Versammlungen zur Erinnerung an die Volkserhebung in Baden in der Revolutionzeit. Das wärmt die Herzen für die große Wahlschlacht anno 1898!

Ueber die Frage der Theilnehmung an den preussischen Landtagswahlen haben die „Sozialistischen Monatshefte“ eine Umfrage bei Parteigenossen, sowie auch bei bürgerlichen Politikern veranstaltet, um durch eine Zusammenstellung der wesentlichsten Anschauungen einen Ueberblick über den ganzen Stand der Frage zu geben. Die Ansicht mehrerer der Beantworter der gestellten Fragen ist schon aus Aeußerungen in der Presse oder in Versammlungen bekannt geworden, so die ablehnende Haltung Singer's, Liebknecht's, Stadthagen's und die für Wahlbetheiligung eintretenden Anschauungen von Bruhn's, Kautsky, Arons, Bernstein. Als Gegner jeder Theilnehmung tritt in dieser Umfrage noch auf Genosse Calwer, welcher den genauen Nachweis der Kreise vermisst, in denen unsere Stimmen einen Erfolg der freisinnigen Kandidaturen herbeiführen müßten. Für die Theilnehmung in ihren verschiedenen möglichen Formen treten ein die Genossen Hoch, Kessler, Bloss, Dr. David, Legien, Dr. Schmidt. Bebel theilt mit, daß er demnächst in der „Neuen

Zeit" einen Artikel veröffentlichen wird. Bollmer und Grillenberger wünschen Befestigung des Kölner Beschlusses, damit die preussischen Parteigenossen das Recht erhalten, die Vetheiligungsfrage nach eigenem Ermessen zu entscheiden. Die national-sozialen Herren von Gerslach und Raumann halten eine Vetheiligung der Sozialdemokratie für erwünscht. Der freisinnige Abg. Penzmann lehnt es ab, sich eingehend zu äußern. Die Redaktion der „Soz. Monatshefte“ theilt mit, daß sie in ihrem nächstfolgenden Heft noch weitere Antworten veröffentlichen werde.

Die Deutsche Volkspartei hat am Sonntag in Neustadt a. d. Saale eine Landesversammlung für Baiern abgehalten. Nach Erledigung von Organisationsfragen u. wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

I. Die Landesversammlung der Deutschen Volkspartei in Baiern wiederholt die alte demokratische Forderung, daß die Thätigkeit der bairischen Bundesrathsbevollmächtigten einer wirksamen Kontrolle des bairischen Landtages unterstellt werde. Die Regierung ist zu verpflichten, die den Bundesrathsbevollmächtigten zu ertheilenden Instruktionen dem Landtag zur Kenntniß zu bringen und ihm über die Thätigkeit der Bevollmächtigten Rechenschaft zu erstatten. Die Landesversammlung erklärt diese Forderung heute für dringlicher, denn je. Gegenüber der in Berlin immer schärfer hervortretenden Neigung zu einer persönlichen Politik und zu gewalthätiger Reaktion ist es die Aufgabe der einzelnen Regierungen unter Führung Baierns, als des zweitgrößten Bundesstaates, den föderativen Charakter des Reiches nach jeder Richtung hin zu wahren und mit der Verfassung zugleich die Volksrechte ehrlich in Schutz zu nehmen.

II. Die bairische Landesversammlung der Deutschen Volkspartei in Neustadt a. S. spricht, obwohl sich die Partei sonst in keinen Nationalitätenstreit und in keine innerstaatliche Angelegenheit anderer Reiche mischt, den um ihre Rechte hart ringenden Deutschen in Wöhnen ihre Sympathie aus und wünscht ihnen in diesem Kampfe muthige Ausdauer und einen vollen Erfolg.

III. Die in Neustadt a. S. tagende bairische Landesversammlung der Deutschen Volkspartei spricht die Erwartung aus, daß weder die bairische Regierung noch irgend ein bairischer Volksvertreter einer Militärstrafprozeßordnung zustimmen werden, die nicht in allen wesentlichen Punkten mindestens die bairischen Einrichtungen (Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, Ständigkeit der Gerichte, Zulassung von Zivilverteidigung) aufrecht erhält.

Herr Arendt, der freikonservative Silberapostel, fordert in seinem Deutschen Wochenblatte, damit wir zu „einer festen Regierungspolitik“ kommen, einen Wechsel im Reichskanzleramt. Er hat's eilig. „Nur der zu wählende Zeitpunkt hierfür dürfte noch in Frage stehen und auch dieser ist an sich gegeben, da der neue Kanzler Gelegenheit haben muß, sich vor der Reichstags-eröffnung wenigstens einigermaßen einzuarbeiten.“ Ueber den Fall der Vereinsgeseknovelle ist der Arendt sehr böse. Die Schuld daran trägt nach ihm eine „geschickte Preschwerdrung“. Herr Arendt, der Hans Taps der deutschen Publizistik, ist freilich kein geschickter Preschwerdrer.

Die erste That des neuen Staatssekretärs des Reichspostamtes! Unter dieser Ueberschrift schreibt man dem „Berliner Tagebl.“: „Bekanntlich mußte bisher jeder Aufgeber eines Telegramms durch Namensunterschrift die Zahl der von ihm durchstrichenen, also nicht zur Berechnung kommenden Worte auf dem Depeschensformular bescheinigen. Herr v. Pobielski hat nunmehr angeordnet, daß die Zahl der eingeschalteten und eingefügten Wörter gleichfalls auf jedem Telegramm durch eine besondere Bemerkung angegeben werden soll. Diese Neuerung erscheint uns überflüssig und unangenehm, da die Wortzahl in jedem Telegramm verzeichnet ist, und Einfügungen sich sehr häufig bei Aufgabe einer Depesche als notwendig erweisen. Nur Wenige haben von solchen Neuerungen Kenntniß. Bei einem Verstoß werden die Aufgeber am Schalter darauf aufmerksam gemacht. Sie müssen zurücktreten, um die Bemerkung niederzuschreiben. Andere drängen sich vor, und die Folge ist eine Verzögerung des Telegramms. Falls die Verordnung bestehen bleibt, ist ein Vordruck auf jedem Formular: „... Wörter eingefügt“ (... Name ...) entschieden geboten.“ — Welch ein Reformator im Depeschverkehr!

Dänemark.

Die dänische Regierung ist schuld an dem Eisenbahnunglück bei Gjentofte. Bekanntlich hat das Eisenbahnunglück einen so fürchterlichen Umfang angenommen, weil die Dampfbremse der Lokomotive versagte, also infolge einer Mangelhaftigkeit des Eisenbahnmateriells. Daß das Fahrmaterial der dänischen Bahnen aber in so traurigem Zustande ist, daran ist niemand anders schuld, als die dänische Regierung und die Provisoriumswirtschaft. Die Estrup'sche Regierung hat in den Jahren, als sie ohne bewilligtes Budget regierte (1894/95) bedeutende Summen, die von den Parlamenten für das Verkehrsweisen bewilligt waren, zum Festungsbau verwandt. Es war damals für das Verkehrsweisen die Summe von 6 889 639 Kr. in das Budget eingesetzt, die Regierung verwandte aber dafür nur die Summe von 4 506 404 Kr. Und noch deutlicher wird die Sache, wenn man die einzelnen Posten im Verkehrsweisen prüft. Für das damals als ganz ungenügend bezeichnende rollende Material war zur Ergänzung die Summe von 700 000 Kr. angefaßt (die Regierung verbrauchte dafür nur 118 000 Kr.!!) Daher der Mangel

an Eisenbahnwaggons, der seit Jahren den dänischen Handel schädigt, daher die Verwendung von untauglichen Lokomotiven an verkehrreichen Sonntagen. Selbst ein Blatt wie die „Nationaltidende“ (konservativ) schrieb daher nach dem Unglück von Gjentofte: Seit einem Menschenalter kämpft die Bahnverwaltung um eine Veränderung der Verhältnisse auf dem Kopenhagener Bahnhof, da bei den augenblicklichen Zuständen der Betrieb auf allen seeländischen Bahnen unsicher und gefahrvooll ist. Ein früherer Minister des Innern hat es vorausgesagt, daß ein großes Eisenbahnunglück eintreten müßte, wenn diese Verhältnisse nicht geändert würden. Eine Kommission hatte hervorgehoben, daß bei der angewendeten Sparsamkeit in Bezug auf Material und Personal ein zuverlässiger Betrieb nicht möglich sei. Und doch verwandte man die Gelder für Verbesserung des Verkehrsweisen zum Festungsbau!

Auf dem II. nordischen Landwirtschafts-Kongress kam auch die Landarbeiterfrage zur Debatte. Der Kongress war von 700 Landwirthen aus Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland besucht.

Der Referent führte aus: Die Fachvereinsbewegung und der Sozialismus hätten unter den Landarbeitern noch nicht rechten Fuß gefaßt, aber die Neigung dazu machte sich bereits geltend, und das wäre äußerst gefährlich, denn Streiks und Konflikte unter Arbeitern und Arbeitgebern in der Landwirtschaft wären viel verhängnisvoller, als in der Industrie. Und dabei müßte man berücksichtigen, daß für 75 pCt. der ländlichen Arbeit Tagelöhner nothwendig wären.

Man müßte daher bei Zeiten die Verhältnisse so zu ordnen suchen, daß beide Theile zufrieden sein könnten (!), und er faßte nach längerem Vortrag seine Meinung dahin zusammen:

Die Insulte wären in den bedeutenderen Ackerbau betriebe diejenige Institution gewesen, die eine gewisse sichere Grundlage für die ländlichen Arbeiterverhältnisse geboten hätte. Diese Einrichtung wäre für den Bauern wie für den Arbeiter eine im ganzen günstige gewesen. Da auch die Familie des Instmannes bei der Arbeit half, bot dieses Verhältniß Gelegenheit, die Kinder zu guten, arbeitsamen und nützlichen Gesellschaftsmitgliedern heranzuziehen. Sie sammelten von frühesten Jugend Erfahrungen für das praktische Leben und wurden dadurch von Kindheit an taugliche Arbeiter. (!)

Der Instmann stand sich besser als der Tagelöhner, da er sein festes Heim hatte, das ihm genügenden Unterhalt lieferte.

Es wäre daher in hohem Grade wünschenswerth, wenn die Verhältnisse so geordnet werden könnten, daß das Instmannswesen einen neuen Aufschwung nähme. Es müßte dazu aber möglich werden, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer als freie Männer (!) sich über die Bedingungen einigten und hier nicht das Gesetz eingzugreifen hätte. (!)

Es sei ein unglücklicher Gedanke, kleine Selbstenthümer schaffen zu wollen, da diese nur sehr bald in sehr ungünstige ökonomische Verhältnisse gerathen. —

Das Ideal des Referenten ist also das an die Leibeigenschaft erinnernde Verhältniß des Instmannes, der seine beste Arbeitszeit und Arbeitskraft sowie die seiner Familie dem Gutsherrn überlassen muß und sein eigenes Stückchen Land in den späten Abendstunden oder an den Sonntagen bestellen kann, und dessen Kinder es sich als höchstes Lebensziel träumen müssen, auch wieder so eine schöne Sklavenselle zu erhalten!

Es wurde dann ein Referat über die Landarbeiter-Ansiedelungs-Bestrebungen in Dänemark erstattet, über die die Leser des „Vorwärts“ ja informiert sind.

Auch die anderen Redner sprachen sich in ähnlichem Sinne wie der erste Referent aus. Allen erschien es als die Hauptsache, Mittel und Wege zu finden, daß den Herren Gutsherrn, wie es früher so schön war, gute und billige Arbeitskräfte zur Verfügung ständen. Auch nicht einer kam mit einem Vorschlag, der eine Besserung der Lage der ländlichen Arbeiter in Aussicht nahm. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt, da „die Frage noch zu wenig klargestellt sei“!

Wenn die Landarbeiter also auf die Reformen der Herren Gutsherrn warten wollen, dann können sie lange warten!

Holland.

Bei den Nachwahlen zur Kammer, die am Sonntag stattfanden, kamen in den Kreisen Wijnshoten und Leeuwarden, wie Privatdepeschen melden, die Genossen van Ros und Bagin die Stichwahl. Die Aussichten für den endgültigen Sieg sollen sehr gute sein. Die Stichwahlen finden am 3. August statt.

Italien.

Prozesse und Verfolgungen. Unter Aufgebot großer Polizeimacht vor und im Gerichtsgebäude begann am 26. d. Mts. der Prozeß gegen 15 Sozialisten wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt; die Polizisten waren natürliches gewohnt die Provokateure.

In Ferrara sitzen gegenwärtig 26 Arbeiter aus Massaficaglia und 43 (worunter viele Kinder) aus Codigoro auf der Anklagebank und Hunderte warten noch im Gefängniß auf Aburtheilung; es sind dies Opfer der Streiks.

Die Universitätsprofessoren Ciccotti in Mailand und Massaretti in Modena wurden, weil sie Sozialisten sind und außerhalb des Kreises ihrer Amtsthätigkeit sozialistische Propaganda machten, des Amtes entsetzt.

Die „Lotta di classe“, Centralorgan der italienischen Genossen, wurde beschlagnahmt, da sie die Gemeinheiten

eines Sergeanten kritisierte und dadurch dem Militarismus zu nahe trat.

In Rudinis Kurs äußern sogar konservative Blätter, daß das Volk Brod, keine Strafe brauche (Pane, non pane).

Japan.

Ein Interview. Ein Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ hatte in Wien mit dem japanischen Staatsmann Marquis Ito Hirobumi, dem Schöpfer der japanischen Verfassung, eine Unterredung. Dieser erzählte, wie er anfangs der 80er Jahre nach Europa gesandt worden sei, um die Verfassungen der europäischen Staaten zu prüfen und eine Verfassung für sein Heimathland zu entwerfen. Es entstand nun folgendes Gespräch:

Welcher unter den Verfassungen Europas dünelt Ihre gegenwärtige japanische Verfassung am meisten?

„Das ist“, erwiderte der Marquis, „nicht leicht zu beantworten. Ich habe mich in meiner Arbeit, die das Beste aller Verfassungen berücksichtigt, noch am meisten an die bayerische und die preussische Verfassung angelehnt.“ „Unter Oberhaus hat eine größere Wichtigkeit, als die entsprechende parlamentarische Körperschaft in Europa. Bei unserem House of Lords nämlich, nicht bei dem House of Commons, wenn ich so sagen darf, liegt das Budgetrecht. Ein Lord hat also in Japan keine zu unterschätzende politische Bedeutung.“

„Ist Japan durch die Macht, mit der Rußland jetzt auf China drückt, beunruhigt?“

Marquis Ito: „China hat Anleihen in Rußland gemacht, und dieses tritt nun mit einigem Gewicht in China auf. Es wäre jedoch eine Illusion, zu meinen, China könnte je zum Verkaufsfelde des russischen Unternehmertums allein werden. England von Birma her, Frankreich von Tongking her werden stets mit Rußland in China konkurrieren. Ich betone es: der Widerstreit von Engländern und Franzosen gegen Rußlands Einfluß in China — das wird das Zukunftsproblem sein.“

„Sind aus der vielbesprochenen Reise Li-Hung-Tschang's durch Europa irgend welche sichtbare Folgen für Ost-Asien entstanden?“

Der Marquis: „Wie meinen Sie das?“

„Ich glaube nicht. Und man bereut wohl schon in Berlin, als der berühmte Chinese und Ihr vom letzten Kriege her so berühmter Marschall Yamagata, der Besiegte und der Sieger also gleichzeitig dort weilten. Li-Hung ward gefeiert vom Hofe und von allen Kreisen der Industrie und des Kapitals. Der große Finanzier Herr v. Hansemann gab der gelben Jade in seinem Hause in der Thiergartenstraße an einem heißen Juni-Abend ein glänzendes Bankett mit Gartenfest — und den siegreichen Yamagata, den Molle Japans, ignorirte man aber allwärts!“

Der Marquis: „Nun man glaubte eben in Berlin, China würde fürderhin in Dankbarkeit für die Li-Hung erwiesenen Ehren und Feste seinen Markt dem deutschen Handel der deutschen Industrie öffnen.“

„Und wird dies nicht mit der Zeit kommen?“

„Ich glaube nicht. Und man bereut wohl schon in Deutschland, Li-Hung so gefeiert zu haben. China wird sich freiwillig den Europäern nie erschließen. Chinas Markt könnte nur zwangsweise erobert werden. Vielleicht kommt einmal der Tag, an dem die Mächte Zwang auf China üben. Ohne Zwang wird es nie der Zivilisation seine Thore öffnen.“

Rechnet man die Eifersucht des japanischen Staatsmannes auf Deutschland ab, so bleibt immer noch viel Wahres an den letzten Bemerkungen.

Lübeck und Nachbargebiete.

30. Juli.

Zugung ist fernzuhalten von Tischlern und Töpfern nach Rostock, Schlossern und Maschinenbauern nach Dänemark.

Achtung Holzarbeiter! Nach den Möbelfabriken von Gehl. Wasserstraße, W. Senff, J. M. Th. Bahrdt, J. P. S. Pamperin, F. Schramm, sowie Demuth u. Co., ist der Zugung streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.

Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Achtung, Metallarbeiter! In unserm Kieler Parteiorgan lesen wir nachstehendes Eingekannt: Seit einigen Tagen ist der Former Julius Schmidt aus Flensburg spurlos verschwunden. Unterzeichnete bittet jede Zahlstelle des Metallarbeiterverbandes oder wer sonst in der Lage ist, Auskunft über Schmidt, welcher Mitglied des Verbandes ist, zu ertheilen, ihr Mittheilung zu machen. Schmidt ist gebürtig aus Mendsburg, hieselbst verheirathet und hat ein Kind; er hat sich von hier abgemeldet nach Berlin. Dankend jede Auskunft entgegennehmend Frau Schmidt, Flensburg, Lilienstraße 2, I.

Arbeiterbewegung. Aus Bergedorf geht uns nachstehendes Schreiben zu:

„Auf der Stuhlrohrsabrik von Rub. Sieberts hieselbst befinden sich seit Donnerstag den 22. d. Mts., 300 Arbeiter im Auslande, weil die Fabrik durch die Entlassung von 19 an den Hobelmaschinen beschäftigten Arbeitern eine Maßregelung vorzunehmen beabsichtigte. In fast sämtlichen Hamburger Blättern („Hamburger Nachrichten“, „Generalanzeiger“ u. s. w.) sucht die Firma jetzt Arbeiter zu einem Wochenlohn von 18 bis 23 Mark. Wir warnen alle Arbeiter, auf diese verlockenden Versprechungen nach hier zu kommen, da sie den angegebenen Lohn erst nach einer Lehrzeit von 1/4 oder 1/2 Jahr, eventuell noch länger, zu verdienen in der Lage sind. Falls Euren Arbeitsbrüder nicht in den Rücken und haltet den Zugung streng fern. Anfragen und Sendungen sind zu richten an Friedrich Wöhle im Lokal „St. Petersburg“ Bergedorf b. Hamburg.“

Testamentserröffnung. In der Sitzung des Amtsgerichts am Montag, den 2. August 1897, Vormittags 10 1/2 Uhr wird eröffnet werden: das Testament des in Hamburg am 20. Juni 1897 verstorbenen Rentners Fr. August Kraus.

Tantenweisheit. „Alles läßt sich der Deutsche boykottiren, nur nicht sein Bier; das hat nicht einmal der sozialdemokratische Zwang fertig ge-“

bracht." Also erzählt die Ruhme ihren gläubigen Lesern. Sie hat offenbar von dem großen Berliner Bierbaylott nichts vernommen, auch in der Lübeckischen Geschichte scheint sie nicht eben sehr bewandert zu sein. Schade! Die „E. B.“ ist sonst ein so schönes Blatt!

Eingeleitete Verfahren. Das gegen einen hiesigen Lehrer eingeleitete Verfahren wegen angeblichen Sittenvergehens ist nach Meldung der „E. B.“ wegen unzureichenden Beweises eingestellt worden. Der Verdauernswert hat fast drei Wochen in Untersuchungshaft zubringen müssen.

Ueber die Strenge, mit welcher in Hamburg seitens des Gewerkschaftsrates die Gelder zur Deckung der Schulden des Hafenarbeiterstreiks „eingetrieben“ werden, entzückt sich die wegen ihrer phänomenalen „Arbeiterfreundlichkeit“ allbekannte „Eisenb. Ztg.“ Sie weiß natürlich nicht, daß es im täglichen Leben Brauch ist, daß wer sich zu irgend Etwas verpflichtet, auch gehalten wird, seinen Verpflichtungen prompt nachzukommen.

Vom Tage. Gestohlen wurden, angeblich durch einen Logiscollegen, einem in der Engelsgrube logirenden Arbeiter diverse Kleidungsstücke, einem in der Dorfstraße wohnenden Gärtner von der Scheunendiele eine Sense, einem Wirth in der Haecksdorfer Allee mittelst Einsteigens ca. 60 Mk. baares Geld, Briefmarken und Straßenbahnmarken, eine Kiste Cigarren und diverse Spirituosen. In allen drei Fällen ist Untersuchung eingeleitet.

Stöckelsdorf. Schnell gefaßt. Der mit einer größeren Summe flüchtige Knecht des Viehhändlers St. ist bereits der Polizei in die Hände gefallen und zwar an der holländischen Grenze. Im Besitze des leichtsinnigen jungen Menschen befanden sich noch ca. 800 Mk.

Hamburg. Am 2. Ziehungstage der 3. Klasse der 812. Hamburger Stadt-Lotterie wurden folgende Nummern mit nachstehendem Hauptgewinn gezogen:

Nr. 20952 mit 3000 Mk.; Nr. 110610 mit 2000 Mk.; Nr. 6414 90886 mit 400 Mk.; Nr. 21722 82812 84241 108449 mit 300 Mk.; Nr. 4329 27229 40172 40438 48598 49688 56647 62974 64433 65821 73971 75481 86583 98289 104762 111357 111520 mit 200 Mk. (Ohne Gewähr.)

Elmsborn. Zur Lage der Störfischer an der Elbe. Mit dem 15. Juli hat der Störfischfang

sein Ende erreicht, jedoch haben bereits vorher verschiedene Fischer das Geschäft an den Nagel gehängt, da es sich absolut nicht mehr rentirte. So hat man z. B. in Kollmar und Bielenberg, von wo aus mit 5 Tollen gefischt wurde, in einem Zeitraum von 11 Wochen nur 9 Störe in einem Gesamtwerthe von 400 Mark erbeutet. Es ergibt dies in diesem Zeitraum einen Durchschnittsverdienst von ungefähr 30 Mark pro Mann und Tolle. Von manchen Fischern wurde, weil der Fang überhaupt erfolglos war, derselbe schon früher eingestellt. Diefelbe Erscheinung, wie in dieser Gegend, macht sich auch anderwärts bemerkbar. Man sieht immer mehr ein, daß gerade die Lage der Arbeiter und Fischer eine ganz erbärmliche und auf die Dauer nicht haltbar ist. Ueber kurz oder lang wird man dieses Geschäft wohl aufgeben müssen.

Köslar. Ueber das Verbot des Taubenwettfahrens in Heiligenbamm ist die Verwaltung des feudalen Bades sehr entzückt, wie in einer Zuschrift an die „Neckenb. Nachr.“ zum Ausdruck kommt. Darin wird geklagt, daß die Badeverwaltung von der Verordnung der mecklenburgischen Regierung empfindlich getroffen sei. Für das Preis- und Wettfahren auf Tauben, welches in diesem Jahre nach dem Verlauf des Doberaner Wettrennens zu eröffnen beabsichtigt war, seien bereits 3000 Tauben angekauft; Ehrenpreise seien schon am Ort. Freunde dieses Sports läßen sich sehr getäuscht und würden theilweise vielleicht dem Heiligenbamm fern bleiben. Die „Freis. Ztg.“ bemerkt dazu treffend: Wenn die feudalen Junker und Taubenschieber in Zukunft dem Bade fernbleiben, so kann dasselbe nur gewinnen.

Briefkasten.

F. D., Margarethenstraße 25. Wenden Sie sich unter Klarlegung des Sachverhalts an die Vormundschaftsbehörde. (Amtsgericht.)

Italienische Nacht. Sitzung zwecks Abrechnung Umstände halber nicht heute, sondern Montag, Abends 8 Uhr, vor der Versammlung.

Gewerkschaftsfest. Sitzung am Dienstag, Abends 8 Uhr, im Vereinshaus.

Gerichtliche Zwangsversteigerungen:
im Gerichtshause, Zimmer 20,
Donnerstag 12 Uhr.

Grundstück	Eigentümer	Einlag. Mk.	Termin
Hochstraße 5 b	Büch	5400	5. Aug.
	Rente		
Gr. Burgstraße 37	Koch	43 400	12. Aug.
Waisenhoffstraße 4 a	Groth	6500	26. "
Schulstraße 6	Burmeister	16 300*	26. "
Bäderstraße 13 a	Webers	8000*	26. "
* und Grundhauer.			

Quittung

Vom Verband der Zimmerer sind durch Rosenburg bis jetzt 1008 Baus für die Familien der Verurtheilten bezahlt.
Die Kommission.

Stiersehens-Biehmarkt.

Hamburg, 29. Juli.

Der Schweinehandel verlief gut. Angebot wurden 460 Stück. Preise: Aechtschweine schwere 55-57 Mk., leichte 57-59 Mk., Sauen 48-54 Mk. und Ferkel 51-57 Mk. pr. 100 Wb.

See-Berichte.

- D. Lt. Torstenson, Capt. Blomberg, ist am 29. Juli in Stockholm angekommen.
- D. Hebe, Capt. Bergström, ist am 29. Juli von Näsö auf hier abgegangen.
- Schoonerboot Erna Jäde ist am 22. Juli von Stollesta auf hier abgegangen.
- D. Afrika, Capt. Andersen, ist am 28. Juli von Koika auf hier abgegangen.
- D. Livadia, Capt. Wendfeldt, ist am 29. Juli in Stettin angekommen.
- D. Luna, Capt. Kunst, ist am 29. Juli von Emmerich bergwärts gefahren.
- D. Nerva, Capt. Prestin, ist am 28. Juli, Abends, in Kronstadt angekommen.
- D. Jar, Capt. Efers, ist am 28. Juli von Kronstadt auf hier abgedampft.
- D. Albed, Capt. Paulsson, ist am 29. Juli von Stuglund auf hier abgedampft.
- D. Amatra, Capt. Schönig, ist am 29. Juli von Tränglund auf hier abgegangen.
- D. Elbe, Capt. Krellenberg, ist am 29. Juli von Neval nach Riga abgegangen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Mittwoch Abend 9 1/2 Uhr entlichief nach langen schweren Leiden unsere liebe Pflegetochter

Emma Stegelmann
im Alter von 14 Jahren und 7 Monaten. Tiefbetrauert von ihren Eltern, Verwandten und Bekannten.
H. Art und Frau.

Die Beerdigung findet Sonnabend Morgen 7 Uhr vom Sterbehause, Cronsförder Allee 46 b, aus statt.

Zu vermieten ein freundl. Logis mit Morgens Kaffee Strahlenstraße 16.

Zu vermieten zum 1. Oktober ein leeres Zimmer mit Boden für einen Herrn oder Dame. Preis Mk. 100.

Gejudt zu sofort ein zuverl. Junge beim Milchwagen Grunstraße 1, Burghor.

Gejudt zu sofort ein zuverl. Junge beim Milchwagen Grunstraße 1, Burghor.

ff. Meiereibutter, Pfd. 1 Mk. 10 Pf. empfiehlt Frommshagen, Mühlenstr. 81.

Theer und Dachpappe
empfeht

Fackeb. Allee 10. Carl Buchholtz.

Fliegenjämmler
großartig wirkend, Stück 10 Pfg.

Obertrave 8. Ludw. Hartwig.

Gebraunten Caffee
(ganze Bohnen)

per Pfd. 60, 70 und 80 Pfg., Santos-Melange F, 90 Pfg., Santos-Melange FF, 1 Mk.

Caffee-Rösterei Holstenstraße 10.

Die Schweinefleischerei von

W. Strohfeldt
73 Glockengießerstraße 73

empfeht:

- Frische Flohnen, Pfd. 50 Pf.
- Schweinefleisch . . . Pfd. 55 Pf.
- Karbonade . . . Pfd. 70 Pf.
- Quensfleisch . . . Pfd. 50 Pf.
- Prima Schmalz . . . Pfd. 60 Pf.
- Braten-Schmalz . . . Pfd. 50 Pf.
- Popf und Bein . . . Pfd. 20 Pf.
- Geräucherter Speck . . . Pfd. 60 Pf.
- Gekochte Mettwurst . . . Pfd. 60 Pf.
- Geräuch. Mettwurst . . . Pfd. 70 Pf.

H. Schümann's Schuhwaren-Magazin

Schwartauer Allee 90b, Ecke Carlstraße.
Billigste Bezugsquelle für dauerhaftes Herren-, Damen- und Kinder-Schuhzeug mit und ohne Arbeiter-Kontrollmarke.
Billigste Maß- und Reparaturwerkstatt.

Für Gewerbetreibende

empfehlen:
Kostenanschlags-Formulare sowie Lohnbücher.
Sehr gut eingerichtet.

Friedr. Meyer & Co., Johannisstraße 50.

Briefbogen u. Briefumschläge

empfeht die
Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Achtung Bauarbeiter!

Ausserordentl. Mitgliederversammlung

am Montag den 2. August 1897, Abends 8 1/2 Uhr
im Lokale des Herrn Schlichting, „Tonhalle“.

- Tages-Ordnung:**
1. Bericht der Lohnkommission und Veröffentlichung des Endergebnisses.
 2. Diskussion.

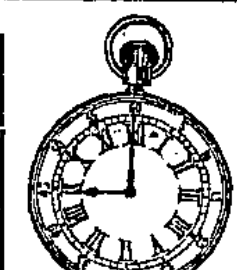
NB. In dieser Versammlung haben sämtliche Mitglieder, auch diejenigen aus Fackenburg und Moisling, zu erscheinen.
Die Lohn-Commission.

Cigarren

gut abgelagert, 10-Stückweise 35, 40, 45 und 55 Pfg., empfiehlt in hervorragenden Qualitäten
Obertrave 8. Ludw. Hartwig.
Für Wiederverkäufer vortheilhafte Bezugsquelle

Travemünder Rennens

fährt das
Dampfschiff „Pollux“
Freitag und Sonntag um 1 1/2 Uhr Nachm. vom Travempavillon ab. Fahrpreis einfach 50 Pf. Rückfahrkarte 70 Pf. Rückfahrkarte einschließlich Eintrittsgeld 3.25 Fußgängerplatz 1 Mk. Ferner nach Travemünde ab Lübeck (Engelsgrube) Sonntag 8 Uhr Morgens.



Uhren reinigen . 1,50,
Federn einsehen . 1,50,
Uhrgläser 1. Qual. 0,30.
Aug. Büttner,
Uhrmacher,
Hauptstraße 32.

Club Fidelitas.

Berathungs-Abend
am Montag den 2. August
Abends 9 Uhr
im Clublokal.
Tages-Ordnung:
Abrechnung, Auslosung, Berichtabgeben.
Der Vorstand.

Unbedingt
soll das übernommene große Warenlager von fertigen, eleganten
Herren- und Knaben-Garderoben
so schnell wie möglich
total geräumt
und zu Geld gemacht werden.
Um dieses zu erreichen, verkaufen wir gegen Bar zu nochmals reduirten
Schleuderpreisen:

- Eine Barthe Herren-Anzüge sonst Mk. 10-14, jetzt nur Mk. 6 an.
- Eine Barthe Herren-Anzüge sonst Mk. 16-20, jetzt nur Mk. 10 an.
- Eine Barthe hochfeine Anzüge sonst Mk. 27-33, jetzt nur Mk. 18 an.
- Eine Barthe Herren-Paletots sonst Mk. 14-20, jetzt nur Mk. 7 an.
- Eine Barthe elegante Paletots sonst Mk. 20-40, jetzt nur Mk. 14 an.
- Eine Barthe Herren-Jackets sonst Mk. 7-18, jetzt nur Mk. 3 an.
- Eine Barthe Herren-Hosen sonst Mk. 3-7, jetzt nur Mk. 1,50 an.
- Eine Barthe Jünglings-Anzüge sonst Mk. 8-15, jetzt nur Mk. 4,50 an.
- Eine Barthe Knaben-Anzüge sonst Mk. 2,50-7, jetzt nur Mk. 1,25 an.

Arbeitersachen werden jetzt zu Spottpreisen geräumt.
Lübecks gr. und bill. Einkaufsquelle
Welthaus, Goldene 33'
nur Breitestraße 33, eine Treppe hoch.
Niemand veräüme solchen Gelegenheitskauf!
Kein Laden.

Reste spottbillig!

1/2 breite Buchst.-Nette jetzt ganzes Meter 90 Pfg. bis Mk. 1,40.

D. Wallach

Inh.: J. S. Kieve.
Zeit: Untertrave 9 bei der Gr. Allee.

Lübecker

Genossenschaftsbäckerei
(E. G. m. b. S.)

Ausserordentliche General-Versammlung
am Donnerstag den 5. August
Abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 50.
Tages-Ordnung:
1. Abänderung der §§ 52, 53 und 58 des in der außerordentlichen Generalversammlung vom 7. Mai 1896 beschlossenen Statuts.
Antheilscheine legitimiren.
Der Vorstand.

Gesundheitspflege im August.

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

Der August ist unter normalen Verhältnissen der wärmste Monat des Jahres. Nehmen auch die heißen Tage an Länge schon wieder ab, stand auch im vorigen Monat die Sonne am höchsten und war ihre ausstrahlende Hitze damals auch am intensivsten, so ist doch jetzt erst unsere ganze Umgebung völlig durchhitzt worden: Wege und Straßen glühen, Stuben und Häuser sind durchwärmt, und selbst die Gärten und Anlagen spenden nicht mehr so viel Kühle, oder richtiger gesagt, verbrauchen nicht mehr so viel Sonnenwärme, da das Wachstum der Willkarden von Blättern an Baum und Strauch den Höhepunkt erreicht hat. Deshalb entziehen wir jetzt gern der von der Hitze beängstigend vibrierenden Straßenluft und ziehen uns in kühle Gemächer zurück. Jedoch der Temperaturunterschied außen und innen ist so gering, daß er uns nur zuerst erfrischend erscheint, bald aber ermügend und ermüdend wirkt. Wie im Winter verlangen wir wieder nach frischer Luft; freilich nicht wie damals im Sinne der Reinheit, sondern im Sinne der Kühle. Desshalb wir aber die Fenster, so strömt selbst auf der Schattenseite noch mehr Hitze ein, denn alles strahlt Wärme aus: die sonnenbeschienenen Häuser gegenüber, das gluthschwängere Trottoir der Straße, die heißen Mauern von Hof und Hintergebäuden. Da ist denn die Rathlosigkeit des fürsorglichen Familienvaters oft noch größer als im Winter. Wie muß man jetzt die Ventilation regeln, um eine erträgliche Temperatur zu erzielen?

Ein regelloses, gelegentliches Öffnen der Fenster hat gar keinen Zweck, sondern man muß ein bestimmtes Prinzip verfolgen. Im hygienischen Institut zu Budapest sind darüber genauere Untersuchungen angestellt worden. Man hielt den ganzen Sommer hindurch die Fenster zuerst am Tage offen und Nachts geschlossen, dann umgekehrt und verglich dabei stets die Temperaturen der freien Luft mit denjenigen im Zimmer. Dabei ergab sich, daß bei am Tage geöffneten Fenstern die Wärme im Zimmer beinahe ebenso hoch stieg wie im Freien und bisweilen die bedeutende Höhe von 25 Grad erreichte. Waren dagegen die Fenster am Tage geschlossen und des Nachts offen, so blieb die Luft im Zimmer viel gleichmäßiger und kühler, mindestens 7 Grad niedriger als im Freien. An Tagen mit hoher Außentemperatur war der Unterschied besonders groß. Dieser Vortheil läßt sich also einfach dadurch erreichen, daß die Fenster am Tage geschlossen und verdunkelt, des Nachts aber offen gehalten werden. Dabei kann ungehindert die frische Nachtluft in unsere Stuben eindringen und Wände und Möbel abkühlen, welche dann ihrerseits wieder am Tage die Innenluft kühlt erhalten. Unterstützen können wir Nachts diese wohlthunende Ventilation noch durch Öffnen der Thüren von einem Zimmer zum anderen, so daß eine vollständige Durchlüftung stattfindet. Dann wird bald überall eine angenehme, wohlige Kühle von außen einströmen, wir werden in der erfrischenden Luft herrlich schlafen und die

Zimmer werden den ganzen andern Tag bei geschlossenen Fenstern von einer wohlthuenden Temperatur erfüllt sein. Unseren Körper kühlen wir in der heißen Jahreszeit am Besten durch tägliches Baden und Schwimmen ab. Personen, welche hierzu nicht immer Zeit und Gelegenheit haben, oder auch sehr schwächliche Leute, sollten wenigstens tägliche Waschungen des ganzen Körpers vornehmen. Beamten, Bureauarbeitern, Kaufleuten usw. ist jetzt zu rathen, zu Hause Mittags und Abends gleich nach der Arbeit, oder vor dem Essen den Körper kalt zu überspülen. Wer Mittagsruhe hält, verschiebe die Ganzwaschungen bis nach dem Schlafen. Jedoch dürfen in der heißen Jahreszeit überhaupt nur magere, schwächliche oder ältere Personen Mittags schlafen, nicht aber corpulente oder vollsaftige.

Alle äußere Abkühlung nützt aber nur ganz vorübergehend, wenn wir unsere Körpermaschine immer wieder von innen durch viele nahrhafte Speisen und erhitende Getränke überheizen. Daher ist jetzt der Genuß von Fett, Fleisch, Gewürzen, starken Weinen und Bier einzuschränken. Man muß im Sommer mehr vegetarisch als animalisch leben, muß mehr Pflanzenesser als Fleischesser sein. Von Getränken sind hauptsächlich Limonaden, Sodawasser und kohlenfreie Mineralwässer zu genießen. Kinder sollen überhaupt keine spirituellen Getränke zu erhalten. Alles muß stets frisch und darf nicht abgestanden sein. Daher ist es z. B. ein großer Fehler, den man häufig in Gartenlokalen begehen sieht, das Bierglas in der Sonne stehen zu lassen. Dadurch zersetzt sich das Bier, die Kohlensäure entweicht — und man erhält dann ein mattes, schales Getränk, welches sehr leicht Verdauungsstörungen hervorruft. Will man zur Kühlung Eis verwenden, so thue man es nie in die Getränke hinein, sondern wie beim Champagner nur außen um dieselben herum, sonst kommen oft gesundheitsschädliche Spaltpilze des Eises in das Getränk. Vor Verdauungsstörungen muß man sich überhaupt in dieser Jahreszeit sehr hüten; denn sie schwächen nicht nur im Allgemeinen die Widerstandskraft des Körpers gegen Krankheiten, sondern sie machen Magen und Darmkanal bedeutend empfänglicher für eindringliche Krankheitserreger. Es ist ganz natürlich, daß z. B. einige in den Magen kommende Typhus- oder Choleraabzissen von einem gesunden, kräftigen Verdauungsorgan viel eher bewältigt und unschädlich gemacht werden, als von einem schwächlichen und kränklichen. Daher hüte man sich vor dem Genuß solcher Speisen, welche irgendwie „antichig“ oder gar in Fäulnis übergegangen sind, was bei der Sommerhitze sehr leicht vorkommt. Haben sich Erwachsene oder größere Kinder Magenkatarrh oder Diarrhöe zugezogen, so besteht das einfachste und heilsamste Mittel zu dessen Beseitigung darin, nichts zu thun. Ruhe und Schonung bilden, wie für jedes erkrankte Glied, so auch für einen kranken Magen das notwendigste Bedürfnis. Man behandle also die sommerlichen Verdauungsstörungen zunächst mit Hungern und Warmhalten des Unterleibes.

Den Kindern ist zur jetzigen Obzeit strengstens zu verbieten, die Kerne von Kirschen, Pflaumen, Zwetschen und dergleichen mitzuessen. Fast alljährlich werden dadurch Erstickenen veranlaßt, oder die Kerne setzen sich im

Blinddarme fest, so daß lebensgefährliche Operationen vorgenommen werden müssen. Auch möge man das Obst, namentlich wenn man es nicht selbst gesüßt, sondern auf dem Marke gekauft hat, vor dem Genuße abwischen, damit man nicht Schmutz oder eventuelle Krankheitsstoffe von den Händen und Körben der Händler mitißt.

Als Vorbeugungsmittel gegen Sonnenstich oder Hitzschlag auf größeren Touren zu Fuß oder mit dem Rade ist zu empfehlen: leichte Kleidung, Beschattung des Kopfes und Nackens und öfteres Trinken von kühlem Wasser, aber nicht von geistigen Getränken. Ist Jemand vom Hitzschlag getroffen, so haben die Anwesenden sofort folgende Maßregeln zu ergreifen: Der Kranke wird an einen kühlen, schattigen Ort gelegt, alle enganliegenden Kleidungsstücke werden entfernt und Kopf sowie Brust immer von neuem mit kaltem Wasser übergossen oder mit nassen Umschlägen belegt. Zugleich versucht man, dem Patienten Wasser, am besten mit etwas Kognak (Rum) oder Wein einzuslößen. Diese Mittel werden dann bald ihre Schlußigkeit thun.

Da wir in diesem Sommer sehr viele Gewitter haben und die Zeitungen schon zahlreiche Fälle meldeten, in denen Menschen vom Blitze getroffen wurden, so seien hier noch die ersten Regeln angegeben, welche die Angehörigen bis zur Ankunft des Arztes anwenden können. Gegen die erhöhte Reizbarkeit helfen am besten Brausepulver oder Sodawasser, äußerlich Abreibungen mit Wasser oder noch besser mit verdünntem aromatischem Essig. An den gelähmten Partien werden ganz leichte mechanische Uebungen vorgenommen. In allen schweren Fällen beginne man sofort mit den gebräuchlichen Wiederbelebungsvorlesungen.

Soziales und Partei-Leben.

Ferdinand Lassalle'sche Stiftung. Es dürfte interessieren, etwas Näheres über die unter obigem Namen in Breslau bestehende Stiftung zu erfahren. Dieselbe ist durch lehrwillige Verfügung der verw. Kaufmann Rosalie Lassalle, der Mutter Ferdinand Lassalle's, im Jahre 1881 mit einem Kapital von 30 000 Mk. begründet worden. Zweck der Stiftung ist:

a) An arme und unbescholtene Arbeiter oder Handwerker, welche sich nachweislich eine selbstständige Existenz begründen wollen, oder durch zeitweise mißliche Verhältnisse in ihrer Existenz bedroht sind, sowie an Assoziationen von Arbeitern und kleinen Handwerkern Vorschüsse gegen niedrige Zinsen auf bestimmte Zeit auszuleihen; b) fortlaufende Pensionen zu gewähren an Arbeiter oder kleine Handwerker, welche entweder in Folge ihres Alters oder wegen eines körperlichen Gebrechens arbeitsunfähig geworden und in Folge dessen in Noth sind. Diese Pensionen sollen den mit denselben bedachten Personen in der Regel bis an ihr Lebensende verbleiben und nur ausnahmsweise alsdann wegfallen, wenn die Voraussetzung der Verleihung fortfällt, oder wenn sich der Pensionär durch unstatliche Führung dieser Wohlthat unwürdig zeigt. Es sollen stets mindestens zwei Personen im Genuße sein. Weiter wird bestimmt, daß ein Invalidenhaus errichtet werden soll. Die Begründung desselben hat jedoch erst

Die Ruine am Cepheisee.

Von Reinhold Herrmann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Edith erhob sich. Eine kostbare Lampe mit einem Schirm von mattem Glase verbreitete ein gedämpftes Licht und ließ sehen, daß sie sich in einem behaglichen Raum befand mit daranstoßendem Schlafgemach, das in seiner Einrichtung nichts an Bequemlichkeit zu entbehren schien. Auf dem breiten, weißgebedekten Tisch stand etwas kalter Aufschnitt, Brot und Wein zum Nachtmahl, und neben dem Bestek ein verschlossenes Couvert ohne Aufschrift.

Sie griff hastig danach und riß es auf, um es dann enttäuscht wieder auf den Tisch zurückfallen zu lassen; es enthielt nur einige Geldscheine von bedeutendem Betrage, zu dem eine ihr fremde Hand in wenigen Worten geschrieben, daß diese Summe zur Bestreitung der ersten persönlichen Ausgaben dienen solle. . . . Sonst nichts weiter. Kein Wort der Begrüßung — vor Allem nichts weiter über den furchtbaren Schlag, der sie getroffen — befremdlich fast, wenn sie jetzt darüber nachdachte, denn sie hatte nie etwas an dem Vater bemerkt, daß in ihr je die Befürchtung hätte erwecken können, er würde ihr einmal auf natürliche Weise plötzlich entzissen werden. Und nicht einmal an seine Leiche hatte man sie geführt, den letzten traurigen Abschied von ihm zu nehmen. Sammlung hatte man ihr lassen wollen; sie sollte sich erst fassen, den ersten ungeheuren Schmerz überwältigen — freilich! Und nun sollte sie schlafen, weil Alles schlief? Bis morgen aufstehen, was ihr das Herz zerriß, so grell stand es vor ihrer Seele! Es schrie in ihr nach der Wirklichkeit seines Todes, als hätte sie daran nicht glauben dürfen, ehe sie nicht die erkalteten Hände des Theuersten, was sie auf Erden besaßen, in den ihren gehalten. . . . Ihre Augen suchten mechanisch

den Ausgang — noch ein kurzes Zaudern, dann nahm sie entschlossen die Lampe vom Tisch und verließ das Zimmer.

So war denn Alles, was sich noch kurz zuvor mit rasender Schnelligkeit um ihn und in ihm vollzogen hatte, ausgeglichen, wie über die wilden Spuren eines erbitterten Kampfes das nächste Grün sich deckt. Der äußere Wechsel, durch den Burchard sich in Uebereinstimmung mit dem Aussehen des Todten gebracht, die Dämmerung, die kurzen, beinahe heiser hinaus geschrieenen Befehle, nachdem er an der Klingelschnur gerissen, der erste Schrecken der wenigen Dienerschaft, und daß er, ergriffen, sofort das Bett aufgesucht — hatte Alles schneller vorübergelassen. Jetzt konnte er ausruhen. Was nun nachfolgte, dem wollte er ja aus dem Wege gehen, war sein Entschluß. Noch Abends spät hatte er von dem Unwilt seines Bruders, als sein eigenes, dessen Testament zurückfordern lassen und tauerte nun vor der verglimmenden Asche. Es war gewesen, wie er es als beinahe selbstverständlich angenommen; der Todte hatte seiner und seines Kindes darin absichtlich vergessen. Um so besser. So erschien ihm wie ein Akt der Nothwehr, was sein Gewissen immer und immer als ein Verbrechen anklagte — wie ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, zu dem ihn der Zufall sich als Werkzeug genommen. Aber wie nun weiter? Sollte er sich tödten, um der Tochter zu entgehen, die nun auf jedem Fall die natürliche Erbin war? Oder nur ein fernes Land aufsuchen, um Wochen, Monate, und nöthigenfalls Jahre zu haben, in denen Edith —

Ja, so mußte es sein! Und beinahe erleichtert aufathmend, nun er auch mit dem Schmerz eines ganzen Abschieds einen siegreichen Frieden gemacht, sprang Burchard auf und trat in die offene Verandathür. Mit Begierde sog er die würzige Kühle der Sommernacht in sich hinein, sie that ihm wohl auf die heißen Wallungen

der letzten Stunden. Eine wunderbare Landschaft, die ihm da zu Füßen lag — wie ein Paradies des Friedens, nach dem er die Welt durchsucht hatte; die Welt, die ihm sich ganz dargeboten und doch so ganz und gar vor-enthalten, was im gewöhnlichen Sinne „Leben“ heißt. Und jetzt sollte ihn, was er gethan und sein Gewissen ein Verbrechen nannte, auf ewig um die Fähigkeit bringen, diesen Frieden zu genießen? War er denn der Feind gewesen, der in das Paradies, das einem Anderen gehörte, mit der Mordlust des Hasses eingefallen war? Nimmermehr.

Er war nach langen bitteren Jahren der Entbehrung als ein Bittender, als ein Besiegter zu dem Sieger gekommen, nachdem man ihm sein Paradies, sein Glück: die Liebe seines Weibes vernichtet. Die idealen Güter, die ihn zum Träumer gemacht, hatte der Bruder ihm gemeidet und den Abglanz davon mit seiner ganzen Klüftlosigkeit, die er „praktisch“ nannte, an sich zu bringen gesucht — das war des Bruders Feindschaft gewesen von Jugend auf. Aber was ging diese Feindschaft, die er nicht einmal erwidert hatte, der Welt an? Vor allem: was verstand sie davon? So, wie sie sie verstand, verstehen würde, wenn sie etwas davon erführe, blieb er ihr immer der Verbrecher, auch ohne jede böse That. Der Erfolg ist das Fundament, auf dem der Einzelne den glänzenden Bau seines Ansehens aufrichtet, gleichviel, wie es innen aussieht.

Er hatte sich mit einem Schilde bedeckt, der ihm nicht kam — und doch hielt er trotzig daran fest, daß er es durfte, denn er hatte ihn hertenlos an seinem Wege gefunden, er kam ihm zu.

Drüben strich etwas durch die Büsche des Gartens und kam dann in den Bereich des Lichts, mit dem der Abglanz von Mond und Sternen die Sommernacht erleuchtete.

Ja so: Bello, der Hund des Verstorbenen; mehrfach zierte das Bild des statlichen schönen Thieres die Zimmer

staltzufinden, wenn das Stiftungskapital so hoch ange- sammelt ist, daß nach Bestreitung der Baukosten noch Kapitalien genug verbleiben, um aus deren Zinsen das Invalidenhaus vollständig zu unterhalten. Dabei ist da- von auszugehen, daß das Invalidenhaus bei der Ver- gründung mindestens vier verheiratete oder acht unver- heiratete Arbeiter-Invaliden aufnehmen soll. Bis zur Begründung dürfen von den Zinsen 2/3 zu Darlehn und 1/3 zu Pensionen verwendet werden.

Die Stiftung ist am 1. April 1893 in Wirksamkeit getreten und sind verlichen worden: 1) Pensionen an 5 Personen je 144 Mk. jährlich; 2) Darlehne: Im Jahre 1893/94 zwei Beträge zu 300 Mk. und zwei zu 100 Mk., im Jahre 1894/95 ein Betrag zu 300 Mk., einer zu 100 Mk. und drei Beträge zu 50 Mk. Die Dar- lehne sind gegen Zahlung von 3 Prozent Zinsen und unter der Bedingung gewährt, daß die Rückzahlung in monatlichen Raten von 5 Prozent der Darlehenssumme erfolgt, die erste Rate jedoch erst am Beginn des vierten Monats nach Empfang des Darlehns zu erfolgen hat. Verluste an ausgeliehenen Geldern sind nicht eingetreten. Dagegen waren am Schlusse des Rechnungsjahres 1894—95 von den fällig gewordenen Rückzahlungen 110 Mk. und an Zinsen von Darlehnern 4 Mk. 9 Pf. rück- ständig.

Ob der große Revolutionär, dessen Namen die Stif- tung trägt, sich mit dem Zweck derselben einverstanden erklären würde, kann wohl mit Recht bezweifelt werden. Seinem gewaltigen Geiste hätte es jedenfalls nicht ent- sprochen, dem Elend durch derartige Palliativmittelchen steuern zu wollen.

Auf der Stuhlrohrfabrik von Rud. Sieverts in Berge- dorf befinden sich seit Donnerstag den 22. d. M. 300 Arbeiter im A u s s t a n d e, weil die Fabrik durch die Entlassung von 19 an den Hobelmaschinen beschäftig- ten Arbeitern eine Maßregelung vorzunehmen beabsichtigte. In fast sämtlichen Hamburger Blättern („Hamburger Nachrichten“, „General-Anzeiger“ u. s. w.) sucht die Firma jetzt Arbeiter zu einem Wochenlohn von 18—23 Mk. Kollegen, fällt Euren Arbeits- brüthern nicht in den Rücken und haltet den Huzug streng fern.

Anfragen und Sendungen sind zu richten an Anton G r u s e in Bergedorf bei Hamburg, bei Frau Wande Wittwe, Lokal „St. Petersburg“. — Alle arbeiterfreund- lichen Blätter werden um Abdruck dieser Zeilen gebeten. Die Streikkommission.

In zwei Stettiner Oelfabriken haben die Arbeiter die Arbeit eingestellt, weil sie für elfstündige Arbeitszeit eine Lohnerhöhung von 2,50 Mk. auf 2,75 Mk. ver- langten und nicht erhielten.

Aus Nah und Fern.

Der unglückliche „Tellschuß“ des Kunstschützen Georg Krüger wurde am Montag vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts II in Berlin verhandelt. Krüger hatte sich wegen fahrlässiger Tödtung zu verantworten. Die Vorgänge dürften noch in Erinnerung sein. Der An- geklagte gab im Vergnügungstokal „Schloß Weißensee“ Vorstellungen als Kunstschütze. Nachdem er nach Glas- platten und anderen Gegenständen geschossen hatte, die von seiner Braut, der 19jährigen Marie Witte in der Hand gehalten, sollte die Vorstellung mit dem sogenannten Tellschuß, dem Höhepunkt der Leistungen des Kunst- schützen, schließen. Das junge Mädchen befestigte eine

der Villa als ein Beweis seiner Bevorzugung. Es war ein unbefriedigendes Gefühl, in dem Burchard jeder Be- wegung des vernünftigen Wesens mit den Augen folgte. Da war jemand, der einen Platz in der Welt einnahm, den streng zu machen, Niemand einfallen würde. Die Laune eines Einzelnen hatte ihm eine Prärogation ge- schaffen, die Jedermann mit einem gewissen Wohlwollen anerkannte — ohne Zweifel, ohne Rechtsfrage jedenfalls — er war ein Hinterbliebener seines Herrn in dem guten Sinne jedes Stockschlages, den er geduldig dafür hingenommen.

Gemächlich kam er näher und kam die Beranda- treppe herauf. Wie er aussah, dieser Sybarit unter dem Tische seines Bruders — so, behaglich summend, tappte vielleicht der Lieblingssohn eines Reichen mit entleerter Börse den heimischen Penaten zu, nachdem er den Tag außer dem Hause in lustiger Gesellschaft verbracht. Burchard stand unbeweglich. Ihm fiel plötzlich die Sage von Odysseus von Ithaka ein, dessen blinder, alter Hof- hund sterbend noch den nach jahrelanger Irrefahrt heim- kehrenden Gebieter erkannte. Er wischte sich den Angst- schweiß von der Stirn. In einer Schublade des Schreib- tisches lag ein schußfertiger Revolver, das wußte er, aber würde der Alarm, der Alle aus dem Schlafe schreckte, nötig sein? Er dachte an die Bluthunde vor und während der Abolitionszeit, um irgend eines Mittels willen, das geräuschlos zur Entscheidung führen könne. Indessen war das Thier ganz nahe gekommen, ohne ein auffällig verändertes Wesen zu zeigen. Erst dicht vor ihm stieg es und umkreiste ihn mehrere Male mit leisem Knurren, um sich dann plötzlich schnaufend an ihm in die Höhe zu richten und beide Tagen schwer auf seinen Schultern, schnobbernd in sein Gesicht zu spähen. Dabei blitzte es in den hervorquellenden, halbflugeligen Augen theils feindselig drohend, theils verblüfft ihn anstierend. Es war eine unheimliche Minute, während welcher Burchard kaum zu athmen wagte. . . . Da fiel im Innern des Hauses eine Thür krachend in's Schloß und augenblicklich glitt die riesige Dogge schwer an ihm nieder, daß er

Stastugel von der Gestalt eines mittelgroßen Apfels, die auf der Spitze eines halbrunden Bügels saß, auf ihrem Kopfe. Zunächst schoß Krüger mit einer Pistole durch seine Beine hindurch nach dem Apfel. Der Schuß gelang. Licht nahm Krüger einen Spiegel, drehte seiner Braut den Rücken zu, hielt den Spiegel vor sich und zielte auf diese Weise nach dem Apfel. Der Schuß ging fehl, das junge Mädchen sank mit leisem Aufschrei zu Boden, ein Blutstrom ergoß sich aus seinem Halse. Es ist der Verwundung bald erlegen. Der Schütze erklärte im Termine, daß es ihm unerklärlich sei, wie er den Fehlschuß habe thun können. Er sei von Hause aus Schlosser, habe lange in der Wöveschen Fabrik Gewehre eingeschossen und dadurch eine Treffsicherheit erlangt, die ihm bei seinen Vorstellungen noch niemals im Stiche ge- lassen habe. Der Tellschuß sei die liebliche Schlüsselring aller Kunstschützen und in Berlin vielfach gezeigt worden. Die Entfernung zwischen ihm und seiner Braut habe nur 20 Meter betragen und die Entfernung zwischen dem Glasapfel und der Stelle am Halse seiner Braut, wo das Geschloß einschlug, habe 26 Zentimeter betragen; wie ein derartiger Fehlschuß vorkommen könne, sei ihm einfach unbegreiflich. — Der Vorsitzende fragte den Angeklagten, warum er denn nicht eine Puppe als Statistin nähme anstatt eines lebenden Menschen; der Effekt sei am Ende derselbe. — Der Angeklagte erwiderte, daß das Publikum dann nicht die erwünschte Aufregung habe. — „Das ist eben das Schlimme“, meinte der Präsident. — Sodann erzählte der Angeklagte, daß man ihm in der Vorunter- suchung den Vorwurf gemacht habe, daß er den Spiegel benutzte, obgleich es regnerisches Wetter war und das Glas benezt sein mußte. Dies sei nicht von irgend einem Einfluß gewesen; denn er gebrauche nur ein Stück Spiegelglas von der Größe eines Quadrat-Zentimeters, um sicher zu zielen. In Stettin habe er auf derselben Pistole, mit der der verhängnißvolle Schuß geschossen sei, ein ganz kleines, dem Publikum unsichtbares Stückchen Spiegelglas angebracht und dann den Tellschuß über seine Schulter ausgeführt. Dem Publikum sei diese Leistung ein Räthsel gewesen. In keinem Orte habe die Polizei Einwendungen gegen diese Vorstellungen erhoben.

— Durch die Beweisaufnahme konnte die Ursache des Fehlschusses nicht ermittelt werden, der Büchsenmacher, welcher dem Angeklagten die Waffe (eine Martini-Pistole) vor etwa drei Jahren verkauft hatte, bekundete, daß die Treffsicherheit Krügers eine so große sei, daß er, ohne sich zu befinden, die Rolle des jungen Mädchens über- nommen haben würde. Aber bei jeder Waffe, auch wenn sie noch so gut eingeschossen sei, kämen unerklärliche Fehl- schüsse vor, die man „Ausreißer“ zu nennen pflege. Ein solcher Ausreißer werde wohl das Unglück verursacht haben. — Dem gegenüber behauptete der Angeklagte, daß er in der Wöveschen Fabrik gegen 800 000 Schüsse ab- gegeben habe, ohne daß ein einziger Ausreißer vor- gekommen sei. — Staatsanwalt Sachs hob hervor, daß der Angeklagte derselbe Ansicht sei, wie die meisten seiner Kunstgenossen, nämlich, daß ihm das Recht zustehe, einen lebenden Menschen als Zielobjekt zu verwenden. Dieser Ansicht müsse entschieden entgegengetreten werden. Zweifellos liege eine Fahrlässigkeit vor, da der An- geklagte doch immer mit der Möglichkeit eines Fehl- schusses rechnen mußte. Er beantrage eine Gefängnis- strafe von 6 Monaten. — Der Verteidiger, Rechts- anwalt Dr. Braß, meinte nicht, daß man dem Angeklagten einen Vorwurf machen könne. Wenn man mit der

taumelte, und sprang mit drohendem Wellen durch die Verandathür in's Zimmer. Schnell entschlossen, dem Instinkt des wachsamem Thieres auf seinem abirrenden Pfade freien Lauf zu geben und es so am besten los zu werden, riß Burchard ihm die Thür des nächsten Zimmers auf und es schoß peilschnell davon. —

Welzer blieb tief aufathmend zurück, um mit fiebern- den Sinnen zu lauschen.

Was war das für ein tappender, suchender Schritt, der langsam durch die anstößenden Gemächer von der Thurmseite herankam? Jetzt unterschied er deutlich ein lautes Aufheulen des Hundes und den markerschütternden Angstschrei einer weiblichen Kehle, dem ein wildes Heran- stürmen folgte — und durch die aufspringende Thür, die Burchard soeben erst hinter dem davonjagenden Thiere zugeworfen, stürzte Edith, und hinter ihr her die wüthend gewordene Dogge.

Mit schnellem Griffe hatte Burchard den Revolver aus der Schublade gerissen und sich dazwischen geworfen — ein Blitz, ein Knall — ein kurzer, verzweifelter Kampf mit dem Thier, aus dessen Körper ein Blutstrom hervor- brach — ein herzerregendes Stöhnen des Mannes — und Ediths entsetzter Blick traf in das brechende Auge des Vaters, der mit zerbissenem Nacken auf dem nur noch ein letztes Mal zuckenden Kadaver des Thieres zu- sammenbrach. —

Die schwarze Fahne weht noch heute. Das gemein- same Grab der beiden Brüder ist verfallen, wie das Haus, dessen glänzendes Innere Edith nie wieder betreten. Sie hat dem sterbenden, heißgeliebten Vater Verzeihen und Schweigen gelobt, aber man hat sie nie dazu ver- mocht, die schimmernde Pracht jener blutgetränkten Räume für sich in Anspruch zu nehmen. Ihr einsames Thurn- zimmer ist ihre Zuflucht geblieben, als ihr Leben ver- ödete. Alt und verfallen wie die Mauern des Hauses und das Grab auf dem unformen Friedhof, ist sie die stille Wohlthäterin der ganzen Gegend, deren Bevölkerung sie nie anders nennt, als: die Alte vom Teupitzsee.

Möglichkeit eines „Ausreißers“ rechnen müsse, dann dürfe Niemand, sei er, wer er sei, ein Gewehr in die Hand nehmen. Er bitte deshalb um ein freisprechendes Urtheil. — Der Gerichtshof kam zu einem verurtheilenden Er- kenntniß. Was die Ursache des Fehlschusses anbelange, so könne sie dahingestellt bleiben: eine Fahrlässigkeit des Angeklagten liege schon darin, daß er sich einen Menschen als Stativ ausersuchen habe, obgleich er an dem betreffenden Tage schon mehrere Fehl- schüsse gehabt habe. Es sei als ein Unfug anzusehen, daß Kunstschützen derartige Vorstellungen gäben, um das Publikum zu fesseln. Die Strafe lautete auf 6 Monate Gefängniß.

Noble Belohnung. Auf der Reise von Reich nach G r o s s e n hatte in einem Eisenbahnwagen vierter Klasse ein armer ehrlicher Handwerksbursche ein Taschenbuch mit 131 Mark Papiergeld gefunden. Er gab es auf der Station Grosse ab, wo sich am Abend ein Mann einstellte, der das Geld verloren hatte. Der Finder er- hielt — drei Mark zum Lohn. Die ganze Vaar- schaft des ehrlichen Handwerksburschen bestand aus nur 18 Pfennigen.

Fräulein Doktor. Ein Fräulein Mariela Simil aus Budapest, die als Doktor der Theologie und Redakteur der Budapest „Kulturzeitschrift“ seit mehreren Tagen in Graz im Priesterkleide umherging, „Kulturinteressent“ beschriftete und großes Aufsehen erregte, wurde wegen Betrugsereien verhaftet.

Noch einmal der Cognac des Herrn Faure. Die „St. Petersb. Btg.“ schreibt: Die Leser erinnern sich des mysteriösen Verschwindens eines Fäschens Cognac, das der Präsident der französischen Republik in liebenswür- diger Weise den Offizieren des Urasschen Kosakenheeres überhandt hatte. Ebenso bekannt dürfte es sein, daß das Ministerium der Kommunikation so neugierig war, auf jeden Fall erfahren zu wollen, was aus dem „sino Cham- pagne“ eigentlich geworden sei. Wie die „Nowoje Wremja“ mittheilt, hat nun die Untersuchung ergeben, daß der Cognac die Südwestbahn glücklich passiert hat und auf der Charlow-Nikolajewer Bahn ausgelassen ist. Vor einigen Tagen ist dem französischen Generalkonsul in Odessa von dem Chef der Charlow-Nikolajewer Bahn ein Schreiben zugegangen, in dem ihm mitgeteilt wird, daß die Administration der Bahn die Absicht habe, ein zweites Fäschchen auf eigene Rechnung zu bestellen. Gleichzeitig wurde der Konsul gebeten, über den Tag des Eintreffens des Cognacs Mittheilung zu machen, da die Bahn das Fäschchen unter Bedeckung eines Spezialagenten befördern wolle. Die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Eisen- bahnadministration ist indessen zu spät gekommen. Noch vor dem Eintreffen des erwähnten Schreibens war dem Konsul aus Paris die Nachricht zugegangen, daß der Herr Präsident von sich aus ein zweites Fäschchen bereits abgeschickt hätte. Am löstlichsten ist es ist, bemerkt die „Nowoje Wremja“, daß es der Chef der Charlow-Nikola- jewer Bahn für gefährlich hält, Cognac ohne die Aufsicht eines Spezialagenten zu befördern.

Vom Mordprozess in Philippopol wird unterm 27. d. berichtet: Der Vizeproturator beantragte die Verurteilung des angeklagten Rittmeisters Boitschew wegen vorläufigen Mordes unter erschwerenden Umständen und die Verur- theilung des Nicolaus Boitschew wegen Theilnahme und Vorschubleistung unter Zubilligung mildernder Umstände. Hierauf sprachen die beiden Vertreter des Privat- klägers und erklärten, daß die ganze Verantwortung den Rittmeister Boitschew treffe. Um 8 Uhr Abends begann der Verteidiger Boitschew, Rechtsanwalt Copow, sein Plädoyer. Um 10 Uhr wurde die Sitzung aufgehoben.

Das Ei des Kolumbus. Im „Herold der Wahr- heit“ steht eine Geschichte, dessen Lehren ein überraschend ein- faches Mittel zur Lösung der sozialen Frage ergeben; es sei darum zu Ruh und Frommen unserer Leser mit- getheilt: Was es ihm kostete. Ein Arzt traf auf einem Spaziergange einen Mann am Wege sitzen und erkannte an seiner Kleidung, daß er ein Bewohner des Armen- hauses war. Er stand still und fing folgendes Gespräch mit ihm an: „Es ist traurig, daß ein Mann von Ihrem Alter gezwungen ist, den Rest seines Lebens im Armen- hause zuzubringen. Wie alt sind Sie denn eigentlich?“ — „Beinahe achtzig Jahre.“ — „Was waren Sie?“ — „Ich war Zimmermann, Herr.“ — Das ist ein gutes Handwerk, um sich zu ernähren, gewiß. Nun erlauben Sie mir, hatten Sie die Gewohnheit, geistige Getränke zu genießen?“ — „Nein, Herr — das heißt, ich trank drei Mal täglich mein Bier, wie alle Anderen. Aber ich war niemals ein Trunkenbold, wenn Sie das meinen.“ — „Nein das meine ich nicht, aber ich möchte wissen, wieviel Ihnen das Bier täglich kostete?“ — „Nicht mehr als sechs Groschen täglich.“ — „Wie lange ungefähr hatten Sie diese Ausgabe?“ — „Ungefähr sechzig Jahre.“ Der Herr zog seinen Bleistift heraus und fing an zu rechnen, während der arme Alte von seiner Enthalt- samkeit und den Unglücksfällen, die ihn getroffen hatten, erzählte. Als der Arzt mit seiner Rechnung fertig war, sagte er zum größten Erstaunen seines Zuhörers: „Nüßig sind Ihre Gewohnheiten gewesen! Ihre täglichen 60 Pf. mit Zinseszinsen haben Ihnen die Summe von 64 519 Mark gefostet. Wenn Sie, anstatt das Bier zu trinken, das Geld täglich für Ihre alten Tage bei Seite gelegt hätten, so würden Sie jetzt eine jährliche Einnahme von 3200 Mk. (ohne das Kapital anzugreifen), oder mit anderen Worten 60 Mk. die Woche haben, anstatt daß Sie im Armenhause leben und gekleidet werden müssen.“ — Daß man aber auch auf diese Idee nicht schon früher gekommen ist!